



TITLE:

Gestörte Besprechung : für Anna,  
Jan und Nele

AUTHOR(S):

Momber, Eckhardt

---

CITATION:

Momber, Eckhardt. Gestörte Besprechung : für Anna, Jan und Nele. ドイツ文学研究 1989, 34: 55-80

ISSUE DATE:

1989-03-30

URL:

<http://hdl.handle.net/2433/185021>

RIGHT:

# Gestörte Besprechung

für Anna, Jan und Nele

Eckhardt Momber

Hans Harald Müllers 1986 bei Metzler in Stuttgart herausgekommenes Buch "Der Krieg und die Schriftsteller" heißt im Untertitel: "Der Kriegeroman der Weimarer Republik". Es ist ein ziemlich dickes Buch. Das Cover zeigt eine Art Tryptichon, schwarz gerahmt. Drei übermannshohe Teile eines Wandphotos in einer Ausstellung offensichtlich. Es gibt keine Angaben über den Photographen, noch wann dieses Photo entstanden ist. Davor stehen drei Männer in Uniformen, die Kragen hoch geschlossen unter den Schirmmützen, Gamaschenstiefel.

Zwei der Uniformierten stehen zusammen. Einer zeigt auf ein rauchverhangenes Feld, über das Soldaten ziehen. Es ist nicht auszumachen, ob auf dem Rückzug oder Vormarsch. Genauer: sie stolpern, scheinen sich vorwärts zu schleppen, Gewehre, Maschinengewehre, Flammenwerfer auf dem Rücken. Sie bewegen sich über zerfurchte, aufgerissene Erde, vorbei an einer halb schon verschütteten Kanone, durch zerfetzten Stacheldrahtverhau. Und mit ausgestrecktem Zeigefinger deutet einer der beiden Ausstellungsbesucher auf einen der Männer auf dem Photo. "Das da, das bin ich!"

So scheint er gerade sagen zu wollen, während der dritte Uniformierte, etwas abseits und für sich stehend, einen anderen Teil dieses Schlachtfeldes aus dem ersten Weltkrieg betrachtet, die Hände hinter seinem Rücken ineinandergelegt.

Dieses Cover macht neugierig auf das Buch, und ich begann darin zu lesen. Las mich fest, las weiter und glaubte zu wissen, daß es sich um eine ausgezeichnete Behandlung des angegebenen Themas handelte. Nun ist es in meinem Handgepäck, und wir

rasen mit knapp eintausend Stundenkilometer Richtung Anchorage, Alaska. Natürlich, eine Buchbesprechung fertigt man besser zu Hause an, hinter einem Schreibtisch, in Ruhe. Dagegen standen nicht nur Termine, Zeitdruck. Und warum nicht eine Arbeit unterwegs erledigen, gleich all den anderen Reisenden in anderen Geschäften. Auch verdächtigte ich jene Ruhe einer bestimmten Abgeschlossenheit von der Welt und ihrem Geschehen, die dem Thema des zu besprechenden Buches abträglich sein könnte.

Der Krieg und die Schriftsteller — beim Nachlesen an diesem 17. Juli 1988 (oder haben wir schon den 18. ten, und überhaupt: wo fliegen wir gerade und in welcher Höhe?) habe ich immer noch folgenden Eindruck. Hans Harald Müller schrieb ganz sicherlich die bis heute wohl gründlichste und umfassendste germanistische Abhandlung über die Weimarer Weltkriegsliteratur. Sein Hauptanliegen war die historische Rekonstruktion von Intention und Entstehung u. a. so berühmt gewordener Kriegsbücher wie Erich Maria Remarques "Im Westen nichts Neues" (1929), Arnold Zweigs "Der Streit um den Sergeanten Grischa" (1927) oder Ernst Jüngers "In Stahlgewittern" (1920). Es ist dem Autor gelungen, die innere und äußere Entstehungsgeschichte dieser und weiterer Weltkriegsliteratur zu rekonstruieren. Beim Lesen des Buches entsteht der Eindruck, als seien nun auch die bis heute ungelösten Fragen, ja das Rätsel des Krieges selbst gelöst. Seine Allgegenwart und Verdrängung zugleich zum Beispiel, die widerwillige, störische, auch hysterische Kenntnisnahme der eigenen Vergangenheit in der Gegenwart der Weimarer Zeitgenossen. Müller spürte all den Verbindungen, Verknotungen und Widersprüchen nach, die sich zwischen den Autoren und ihrem Weltkriegserlebnis, seiner Vor- und Nachgeschichte, zwischen der Geschichte und ihrer Literatur ergeben hatten.

Aktenordnerreif, dachte ich plötzlich, und schon wurde mir unbehaglich zu Mute. Schon wollte ich die Schuld dafür den Bordmahlzeiten der Korean Airlines anlasten. Aber es war viel mehr jene auf den ersten Blick überraschende, übertölpelnde Ordnung des zu besprechenden Buches. Seine Schubladenschönheit, hinter der sich heimlich der Anspruch zu verbergen schien, also wollte sein Verfasser endlich Schluß machen mit den Märchen über diesen, unseren ersten Weltkrieg. Als habe sein

Mythos, seine andauernde Bannkraft, endlich seine Macht einge-  
büßt. Als bräuchte das, was uns mit seinem Beginn ja immer  
noch in Atem hält, nicht mehr beachtet werden. Und dies  
ausgerechnet in einer Zeit, in der dieser erste Große, sich über  
eine Vielzahl von Kleinen in einen zweiten Großen Krieg fort-  
gepflanzt hat, der wiederum über die Eckpfeiler von Auschwitz  
und Hiroshima noch im Zeitgehäuse des Kalten Krieges überlebte.  
Heute ist dieser Krieg im Vor(atom)krieg zu Hause. Und  
unsere Sprache ist hinter seiner unaufhörlich weiterwuchernden  
Geschwindigkeit längst zurückgeblieben. Heute sagen wir nur  
noch Atomzeitalter und meinen jene besondere, sich täglich feiner  
entwickelnde Vermischung der alten mit den neuen Mordinstru-  
menten, ihre Abhängigkeiten, gegenseitigen Provokationen, ihr  
sich Außerkraftsetzen zuweilen meinetwegen auch. Auschwitz,  
ein Wort für Historikerdebatten. Hiroshima, ein Wort für das  
militärgeschichtliche Museum des 20. ten und 21. ten Jahrhunderts.  
Au-roshima, ein weiteres Wort für eine technologisch abgesicherte  
Zukunft?

Aber diese sprachliche und moralisch-bewußtseinsmäßige  
Zurückgebliebenheit hinter einer lebensgefährlichen Entwicklung  
für unsere ganze Welt nahm wohlmöglich seinen Ausgang in dem  
auch von Hans Harald Müller behandelten weimarer Nachkriegs-  
phänomen der Verdrängung des Weltkrieges. "Die schon von  
Zeitgenossen am Ende der Weimarer Republik und der Literatur-  
wissenschaft bis heute vieldiskutierte Frage, weshalb der Krieg  
erst etwa zehn Jahre nach Kriegsende zum Thema der Literatur  
wurde, geht von falschen Voraussetzungen aus und ist falsch  
gestellt. Der Krieg wurde in der deutschen Literatur seit 1914  
kontinuierlich unter wechselnden Problemstellungen und in ver-  
schiedenen poetischen Matrixen behandelt. Der Typus Kriegs-  
roman, der sich mit Remarques "Im Westen nichts Neues" und  
in der Reaktion auf diesen Roman mit einem derartigen Erfolg  
durchsetzte, daß alle früheren poetischen Matrixen der Kriegs-  
darstellung darüber in Vergessenheit gerieten, ist kein Roman  
über authentische Erlebnisse wirklicher Personen oder über die  
Realität des Krieges von 1914 bis 1918, sondern ein Roman über  
den Sinn des Ersten Weltkrieges für die Zeitgenossen am Ende  
der Weimarer Republik." Mit diesen Sätzen über den Krieg und  
seine Verarbeitung insbesondere in der Literatur, werde ich nicht

fertig. Plötzlich ist auch sie hin, diese Schubladenschönheit eines Historiographen. Denn "Im Westen nichts Neues" war ja doch viel mehr als nur eine "poetische Matrix". Es war die politisch-moralische Matrix — wenn es denn eine "Matrix" gewesen sein soll — des "Nie-Wieder-Krieg!" Und steht denn die "Realität des Krieges von 1914 bis 1918" im Gegensatz zur auch literarischen "Sinn"-suche am Ende der Weimarer Republik? Dieses hübsche "sondern"! Es will uns weismachen, daß wir heute noch wissen könnten, daß wir je rekonstruieren könnten, wie es 'wirklich' war. Näher, als den Sinn von Wirklichkeit zu suchen kommen wir ja nicht an sie heran.

Kurz vor der Landung in Frankfurt am Main sehe ich mir noch einmal das Cover an, bleibe an jenem stolz-naiven, abgründigen Zeigefinger jenes mittlerweile sicher längst verstorbenen oder im zweiten Weltkrieg verloren gegangenen Teilnehmers des ersten der Weltkriege hängen. Wie auch, frage ich mich, wenn die von Müller nur abermals angesprochene Verdrängung des Weltkriegserlebnisses und der ungeheure, bis dahin auf dem Buchmarkt noch nicht dagewesene, weltweite Erfolg von "Im Westen nichts Neues" auf eine hintergründige Weise zusammenhängen? Dann wäre, Hitler 'ante portas', wie es von damals bis heute heißt, dieses Buch Ausdruck einer ersten Wiederannäherung über das bis 1929 vorherrschende Ja zum Krieg, der Abdruck von Spuren eines ganz bestimmten historischen Zeitgefühls, nämlich des weimarisch-spezifischen Neins zum Krieg, das sich aber bereits im Sog der ökonomischen und politischen Entwicklungen auf das Jahr 1933 hin befand, diesen im wesentlichen verdächtig bruchlosen Übergang in die Gesellschaft der aufrüstenden nationalsozialistischen Diktatur, sowie ihrem Fluchtpunkt der Entfesselung des zweiten Weltkrieges im Jahr 1939. Dann wäre der Remarquesche Lakonismus, seine traurige Melancholie nicht nur Ausdruck der einen 'lost generation' der Weltkriegsteilnehmer, dann wäre sie die Trauer des Eingeständnisses in den 'Lauf der Dinge', wie wir heute noch zu sagen pflegen. Eine Trauer, die Alexander Mitscherlich als Fähigkeit der Nachkriegsdeutschen vermißte. Etwas also, was der Mehrheit eines ganzen Volkes spätestens seit 1945 abhanden gekommen oder ausgetrieben worden ist. Das Wiederaufleben dieser verloren gegangenen Trauer in Worten wie "Leistung" und in den

Leistungen des Wiederaufbaus sind ja bekannt.

Müde und erschöpft, gleichzeitig irgendwie aufgekratzt verstaue ich Müllers Buch wieder in meinem Handgepäck, warte darauf, daß die Maschine ausrollt und leiste mir noch folgenden Gedanken: Wie, wenn die wohlmöglich in zwei Weltkriegen zerschlagene Fähigkeit zur Trauer die historische Voraussetzung, ja Bedingungen für unsere Gleichgültigkeit unserem Atom (vor-)krieg gegenüber wäre. Die aktive Seite dieser Haltung wäre dann die Restrisikobereitschaft jenes inzwischen in zwei Staaten sich behaglich fühlenden Volkes, das sich durch die Tatsache der weltweit konzentriertesten Anhäufung von Massenselbstvernichtungswaffen in seinem Vaterland auch deshalb nicht aus der häuslichen Ruhe bringen läßt, weil eine Staatsgrenze durch das einst gemeinsame Territorium läuft, die das ehemalige "Ein Volk-Ein Führer"-Volk in ein Volk der verfeindeten Brüder und Schwestern zu manipulieren schaffte. Kein Ort nirgends auf dieser Welt, wo es Menschen fertigbringen inmitten von schlafender sowie gefechtsbereiter Vernichtungsenergie ihr Leben zu führen. Vielleicht ist es mehr als Gleichgültig, historisch gewachsene Wahrnehmungsschwäche etwa.

Wir warten stehend auf die Verabschiedung durch unsere freundliche Flugmannschaft. Eingezwängt in die Sitzreihen und schmalen Gänge des Jumbo lassen wir uns geduldig hinausdrängen, auf die engen Pforten der Pass- und Gepäckformalitäten zu. Stille Teilhaber wir eines Frieden genannten Weltzustandes, der ein beinahe sorgloses Reisen noch ermöglicht, das die mühsam unter Kontrolle gehaltenen Rüstungsabkommen und Atombombenübereinkünfte vergessen läßt. Teilnehmer eines in der Hauptsache militärtechnologisch gesteuerten kapitalistischen Wirtschaftsliberalismus, dessen Kapitäne wir meist nicht kennen und selten zu Gesicht bekommen.

## Berlin

Im Garten hinter unserem Haus, Alt Lankwitz, Baujahr 1913, ein stiller sonniger Sommertag und ein Photoalbum auf den Knien, so versuche ich meinem vor zwei Jahren verstorbenen Großvater nachzusteigen bis in seine Tage vor Verdun. Er schwärmte für den deutschen Kronprinzen, liebte sein vollblütiges

Pferd "Wildfang", photographierte und überlebte den Krieg. Ein Kreuz auf einem gähnend weiten Stoppelfeld, ein Birkenholz für einen Mann, der einmal Paul mit Vornamen geheißen hatte, so wie übrigens der Held in "Im Westen nichts Neues". Um dieses Grab stehen ein paar seiner Kameraden, sie scheinen unschlüssig. Gleich lassen sie dieses Grab dort, wo es irgendwo einmal gegraben wurde. Bald gehen sie ihren Geschäften nach, erst denen im Krieg, dann denen im Frieden. Irgendwie ist es rührend, wie sie da noch so stehen, wenn man an die Massengräber des zweiten Weltkrieges denkt. Oder daran, daß es unter den moderneren Bedingungen des nuklearen Krieges auch keine Gräber für Massen mehr geben könnte.

Das Album auf meinen Knien, die zerschossenen Dörfer, das Ruinengeröll, die Menschen vereinzelt darin, eine Frau mit einem Säugling auf dem Arm. "Ach laß doch diese alten Photos!" Meine Großmutter hatte sich neben mich in die Sonne gesetzt. Wir betrachten gemeinsam Photos, die ihren Mann irgendwo im Westen des ersten Weltkrieges wiederzugeben versuchen, wie er da, nur mit einem Turban aus Handtüchern auf dem Kopf bekleidet, an einem Fluß herumspringt. Badefreuden Sommer 1915. Großmutter schmunzelt.

Großvater im Ernteeinsatz an der Westfront, mit uniformierten Kollegen in einer offenen, eleganten Limousine, die Dicke Bertha photographierend, Essen fassend, in einen Viehwaggon verladen. Oder dieser Schnappschuß hier: ein paar Rindviecher, die nicht in ihren Stall wollen, die Stalltür sperrangelweit offen. Heimaturlaub, dann wieder in der Hitze vor Verdun, wo er es einmal nicht übers Herz gebracht habe, einem frisch gefallenen Franzosen, wie er erzählte, in die Brusttasche zu greifen. Der Papiere wegen, die er hätte dessen Angehörigen schicken können. Er brachte es einfach nicht fertig, wie er da so neben einem Toten in seinem Alter an der Grabenböschung einer Chaussee gesessen war. Er machte sich deswegen Vorwürfe, bis zuletzt.

Im Westen nichts Neues, für mich war das mein Großvater. So wie er in den ersten, ist mein Vater in den zweiten Weltkrieg gezogen, erst gen Westen, dann gen Osten. Aber der Vater spricht nicht darüber, schweigt sich aus und ähnelt damit all unseren Zeitgenossen, den Teilhabern einer Gegenwart, deren relative Wohlbefindlichkeit die Zerstörungspotentiale gleich

nebenan lieber vergessen läßt.

Auf dem weißgestrichenen Gartentischchen liegt der Tagespiegel. Knallig bunte Reklame leuchtet in der Mittagssonne. "Den schönsten Sommer gib'ts bei Karstadt!" Eine deutsche Kleinfamilie strahlt in ihrer neuen Sommerkluft. Junges, kariert lächelndes Glück, auch geringelt oder uni. Ganz wie es gefällt. Mir will die Besprechung nicht aus dem Kopf. Dauernd werde ich abgelenkt. Andererseits bin ich dankbar für die Störungen der Gegenwart, des Alltags und seiner scheinbaren Banalitäten. Sie hindern mich daran, den Krieg im akademischen Weihwasser zu waschen und zu filtern. Es hält die privaten Bezüge fern. Dabei wissen wir doch, daß der Krieg nicht nur im Öffentlichen, Allgemeinen tobt, daß er immer wieder in uns geboren wird, heute irgendwo zwischen Agression und Konsumgeilheit. Mir kommt ein alter Abzählvers in den Sinn: "Ich und Du, Müllers Kuh. Und raus bist Du!"

Wenn es denn so einfach wäre!

Aussteigen, Schlußmachen mit, etc.

"Immer noch rasiert Woyzeck seinen Hauptmann, ißt die verordneten Erbsen, quält in der Dumpfheit seiner Liebe seine Marie, staatgewordene Bevölkerung, umstellt von Gespenstern: Der Jünger Runge ist sein blutiger Bruder, proletarisches Werkzeug der Mörder von Rosa Luxemburg; sein Gefängnis ist Stalingrad....." So lese ich in der Heinrich Heine Buchhandlung in der Unterführung am Bahnhof Zoo. Ich war für einen Einkaufsbummel mit dem 81er in die Stadt gefahren, umgestiegen am Friedrich Wilhelm Platz in die U-Bahn. Ich lese weiter im Café Kranzler bei Preiselbeerkuchen mit Schlagsahne, hübsch ordentlich steif geschlagen, um mich die Torten der Anderen, der Tanten und Touristen. "Noch geht er in Afrika seinen Kreuzweg in die Geschichte, die Zeit arbeitet nicht mehr für ihn, und sein Hunger ist vielleicht kein revolutionäres Element mehr, seit er mit Bomben gestillt werden kann, während die Tambourmajore die Welt verwüsten, Schlachtfeld des Tourismus, Piste für den Ernstfall, kein Blick für das Feuer, das der Armierungssoldat Franz Christoph Woyzeck beim Steckenschneiden für den Spießrutenlauf um den Himmel bei Darmstadt fahren sah..." Da legst Du den Kuchenlöffel aus der Hand, gibst den Griffel ab. Alles schon gegessen, gedacht, geschrieben und besprochen.



“Die Wunde Heine beginnt zu vernarben, schief; Woyzeck ist die offene Wunde. Woyzeck lebt, wo der Hund begraben liegt, der Hund heißt Woyzeck. Nicht eh Geschichte passiert ist, lohnt der gemeinsame Untergang im Frost der Entropie, oder, politisch verkürzt, im Atomblitz, der das Ende der Utopien und der Beginn einer Wirklichkeit jenseits des Menschen sein wird.”

Zitiert nach Müller, Heiner.

Im altberliner Lokal “Alt Marburg” in der Marburger Straße gibt es eine Küche wie bei Muttern, eine echtberliner Kartoffelsuppe mit Thymian und Kümmel. Die Freude am Gewöhnlichen, merkwürdig, daß Hans Harald Müller und mit ihm zwei, drei Generationen von Germanisten und Kritikern immer noch Anstoß nehmen an jenen Passagen in “Im Westen nichts Neues”, die jenen armseligen, harmlosen Freuden im Alltag des ersten Weltkrieges zu ihrem Ausdruck verhalfen. Ein unter schwierigsten Bedingungen ‘organisiertes Fressen’, eine getauschte, ‘geliehene’, geschnorrte Zigarette, schließlich der Plausch auf der Latrine. Warum nicht? Das waren kostbare Augenblicke im Leben von Einzelnen, von Millionen vor ihrem sinnlosen Tod.

“Die vitale Lebenskraft und Freude, die Bäumer und seine Kameraden nicht nur an den aufgezählten Stellen zeigen, kontrastieren im Roman mitunter sehr stark mit dem Gefühl des Verlorenseins und der Lebensangst, die sich der Kameraden bei ihren Gedanken an die Zukunft bemächtigen... Diese Kontraste, die sich durch den Roman hindurchziehen... berechtigen zu der Feststellung: die Generation, die nach Remarque ‘vom Krieg zerstört’ wurde, zerbrach nicht am Krieg. Paul Bäumer stellt das mit hinreichender Klarheit fest: “Wir zerbrachen nicht, wir paßten uns an:” Ist es denn ein Kontrast, im Krieg zu überleben und zugleich verloren zu sein? Und wenn sie zerbrachen, auch weil sie sich anpaßten? Wenn das Entsetzliche darin bestanden haben könnte, Verdun überlebt zu haben? Wie lebensfern, in diesem Fall kriegsfern Germanistik werden kann. Hans Werner Richter läßt einmal eine seiner Gestalten aus dem Alltag nun schon des zweiten Weltkrieges Folgendes formulieren: “Ein Toter kann sich nicht widersetzen.”

Weiterleben aber kann er schon! Hier ist jene Remarquische Anpassung nur fortgeschrieben. Und heute wissen wir, daß es

keine Anpassung ohne das Verdrängen des äußeren und inneren Zerbrechens, ja Sterbens geben kann. Wenn zum Beispiel von Tschernobyl kaum noch die Rede ist, wie sollten wir Tscheljabinsk da nicht länger schon vergessen haben.

24. Juli 1988

Leichteren Herzens nie den Mauerrundbau verlassen, mit mir reisen meine drei Kinder. Wir passieren den Grenzübergang Griebnitzsee, ein Wort wie Stacheldraht, der See selber aber liegt dunkel und still unter einer Nachmittagssonne. Tiefer Frieden um ihn herum, Badefreuden. Wir passieren einen Militärzug, russische Soldaten in den offenen Schiebetüren der Viehwaggons. Wie sich die Bilder ähneln. Sie winken und 'baumeln mit die Beine', würde Großmutter sagen. Nur daß ihnen hinten ein paar Panzer drangehängt sind. Die zumeist jungen Männer lachen über offenen Hemdkragen, heute noch und in diesen Tagen, vor vierundsiebzig Jahren.

Anfangs haben wir ein Abteil für uns, bald aber teilen wir es mit einem älteren Mitreisenden. Er ist auf dem Weg zurück aus der DDR, vom Grab seiner Mutter. "Ja", sagt er, und seine direkte, unverwundene Art ist mir eher peinlich. "Eigentlich bin ich Berliner, aber ausgebombt damals. Sie wissen schon. Auch wissen Sie, man könnte richtig einen Roman schrei'm wa? So üba det Leben von unsereim!" Ja, warum eigentlich nicht?

Oder stimmt mittlerweile etwas derart nicht mehr mit uns und unserer Zeit, daß Romane das Leben nicht mehr fassen können? Dos Passos, Kaleidoskopstechnik etc. Es gelte ja nicht nur das Gleichzeitige festzuhalten, auch daß es sich bis heute wiederholt, banal, gesetzmäßig und unwahrscheinlich. In Tokyo rammte ein auf der Heimfahrt von einer militärischen Parade befindliches U-Boot den von einer Handelsfirma für einen Betriebsausflug gecharterten Fischkutter "Daiichi Fuji Maru". Neunzehn Menschen konnten lebend geborgen werden. Von achtundvierzig. Das muß gar nicht im "Tagesspiegel" stehen, wie er da so auf dem Klappptisch unseres Abteils von den Schienen und Schwellen der Deutschen Reichsbahn durchgerüttelt wird.

Einfahrt Hannover, wir passieren die Wangenheimstraße in Kleefeld, Kindheitserlebnisse. Fünfziger Jahre, nebenan wohnten

Engländer, Offiziersfamilie, nette Leute. Helle Nächte in Hannover, Amouretten. Französisch hatten wir aber erst ab Untersekunda. Ich lasse mich durch dieses Land kutschieren, als ginge mich seine Landschaft schon gar nichts mehr an. Der "Tagesspiegel" zittert in der Scheibe unseres Abteilfensters: "Augen auf beim Teppich-Kauf! Jetzt räumt Teppich-Kibek die Lagerbestände!" Aber die Preise gelten erst ab Montag, den 25. Juli 1988. Was wird bis dahin zum Vorschein gekommen sein? Unsere Warenhausmentalität, die Wüste? Noch aber geht es um Badefreuden am Mittellandkanal. Langsam will die Sonne untergehen, über Minden, Bad Oeynhausen, Herford und Bielefeld. Die Menschen streben ihren Häusern zu oder stehen noch davor. Einige halten sich in Biergärten auf, die wenigstens an stillen Uferplätzen, nun, da es dunkel wird. "Plitsch! Platzsch! Plötzensee!" Ich folge einem Bikini oberhalb dieser Bildunterschrift bis ans Ende eines Badesteges. Auch da ist es dunkel: die Hinrichtung unter der Badefreude. Wir rasen durch einen spät gewordenen Sommerabend. Die Deckenbeleuchtung wirft ein rötliches Licht auf Informationen über die Blechlawinen auf ihren Schneisen an die Ost-, an die Nordsee. Tausend Robben sind schon tot. Wir passieren Gütersloh. Die Marderplage hakt sich in meine müden Augenwinkel. Sie hat nun auch Berlin erreicht. Welch wunderbare Tierchen! Süchtig nach Gummi, schlagen sie ihre spitzen, messerscharfen Zähnnchen in Kühlwasserschläuche, Gelenkmanschetten und Zündkabel. Steinmarder bevorzugen Bremsleitungen. Sie fressen für sich und die höhere Umlaufgeschwindigkeit in den Ersatzteillagern der Bayrischen Motorenwerke etwa und für den Tod.

Wir rollen gen Westen, immer weiter weg von Berlin, wo ein anderer Waggon Ecke Levetzow/Jagow an die Sonderzüge nach Ausschwitz erinnern soll. Alles einsteigen! Wir verlassen den Dortmunder Hauptbahnhof. Wir werden von einem Herrn Zitelmann daran erinnert, daß das "Tausendjährige Reich" eigentlich gar nicht so schlecht war. Es hätte nur besser durchorganisiert werden müssen. Und nun, da die Historikerdebatte in ihre zweite Runde gegangen ist, fühlt sich der stadtbekannte Landesschulrat Bath berufen, auf dem Unterschied zwischen dem freiheitlichen und dem kommunistischen Widerstand herumzupochen. Er macht es uns leicht, führt Stalin im Munde und

spuckt auf jene Millionen, die in dessen Namen sie ermordet wurden.

Es geht auf Mitternacht zu. Die Kinder schlafen. Köln liegt schon hinter uns. Wir passieren die deutsch-französische Grenze, unbehelligt. Nein, wir sind nicht umgestiegen in ein Flugzeug, noch befinden wir uns auf einem Vormarsch. Wir rollen durch Europa schließlich, über die Schlachtfelder einstiger Todfeindschaften, über die historischen Fundamente der deutsch-französischen Freundschaft. Europa! Wir rollen durch die nationalen Abteilungen eines zukünftigen Superwarenhaukonzerns. Der Krieg ist weit, aber es findet sich auch Niemand, der ein Buch zu folgendem Thema schreiben könnte: neuere Geschichte, nicht nur die der Deutschen, ein Prozeß des sich ausweitenden Verlorenseins zu Remarques Zeiten eine Generation, heute eine Welt. "Im Westen nichts Neues", ein Buch "ohne zwingende innere Notwendigkeit". So hatte Hans Harald Müller geurteilt. Wie nun, wenn es die immer noch und überhaupt nicht gäbe? Es sei denn, sie bestünde in der andauernden Vergeblichkeit des "Nie Wieder Krieg!".

## Paris

Gare du Nord, Kopfbahnhof. Freunde holten uns ab. Croissants und café au lait an diesem frühen Morgen. Um uns die weichen, schnellen Strudel der französischen Sprache, unsere Ohren werden spitz. Der Taxifahrer, ein Afrikaner, weigert sich, uns mitzunehmen, zu sechst und mit reichlich Gepäck. Vorschrift, sagt er. Gewerkschaft, fügt er hinzu. So verschwinden wir erstmal im Labyrinth der Métro. Von den Decken über den Bahnsteigen hängen Bildschirme herab, Reklame neben dem Rassismus der weißen Herren in Südafrika. Life: die Herren Schläger brechen unter dem Stern von Mercedes in die Gettos ein. Die Hütten aus Blech und Brettern gehen zu Bruch. Es folgen Weiße auf Planierrauben. Alles geht sehr schnell. Noch haben wir die spitzen, halbverschluckten Schreie im Ohr, als sie schon ausgelöscht sind von unserem einfahrenden Zug. Nele hält ihr Ticket wie ein Kleinod. Sie hatte es selber gelöst vorhin und es in den Schlitz der automatischen Sperre gesteckt. Ihr Staunen, als die sich dann auch öffnete. Umsteigen in La Motte

Piqué, aussteigen auf der Station L'Ourmel, und immer noch ist es so früh am Morgen. Wir haben die Straßen, ihre breiten, baumbepflanzten Bürgersteige wie für uns. Vielstöckige, oft über die letzte Jahrhundertwende hinausgewachsene Gebäude, die Farben wohl etwas verblichen. Dennoch, ich ging in einem Gewächshaus. Hinter jedem Portal, all den Fenstersimsen wollten Geschichten wachsen. Später dann das gemächliche Rudern mit Nele auf dem See im Bois. Sie freute sich diebisch über die gründelnden Enten. "Schwänzchen in die Höh'..." Noch später unser Gang mit Freunden durch die sommerhelle Nacht auf der Îles de St. Louis. Die Wände der altehrwürdigen Häuser waren zum Anfassen so warm. Schließlich schwelgten wir im Eis, kosteten Waldhimbeeren und den tiefen Schatten schwer behangener Mangobäume. Da trat eine Frau auf uns zu und sagte mit leichtem, amerikanischen Akzent: "Wie schön doch die deutsche Sprache ist!" Drehte sich um und legte im Weggehen eine Hand flach an ihre Schläfe.

Die Kinder schlafen schon und tief unter uns irgendwo rast die Métro in regelmäßigen Abständen durch, sorgt für das Beben der Erde und Häuser ringsum. Laut "Libération" wird es nun stiller auf dem irak-iranischen Waffenmarkt mit seinen gut sechzig Lieferanten. Frankreich hatte den Löwenanteil, vor den beiden Supermächten. China, Nordkorea und Vietnam lagen nicht so schlecht im Rennen, die beiden Deutschlands unter 'fernen liefen'. Die Olympischen Spiele sind nicht mehr weit. 1936 grüßt 1988: Laissez faire les capitales et technologies! Sammelt Euch, Ihr Millionen Noch-und Nichtmehrbeschäftigten! Lasset die Lautsprecher, geht vor die Mattscheiben, vor das Dunkel der Geschichte dieses Jahrhunderts. Wie spät ist es?

Die Métro rüttelt uns nun in länger werdenden Abständen. Die Waffenhändlerstaaten bleiben unentschieden. Wölfe könnten zu Hyänen werden. Wird Marchal Sergej Akhromev sein Wort halten können? Wieviel sowjetische Industriebosse sitzen ihm im Nacken, während "Le Monde" auf den pünktlichen Abzug seiner Truppen aus Afghanistan warten. Einhundertfünzehn Tausend, die Hälfte bis zum 15. ten August: Menschen wie Waffen verschoben an den Teilfronten des dritten, nie erklärten Weltkrieges. Sergeant Grischa ist immer noch unterwegs nach Hause. Wie weit würde er kommen, entfernte er sich unerlaubt von

seiner Truppe? Bis Teheran oder Taschkent vielleicht. Aber nicht nur da sind Deserteure unbeliebt. Wie aktuell Arnold Zweigs "Der Streit um den Sergeanten Grischa" (1927) geworden ist. Um so wichtiger ist Hans Harald Müllers Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte dieses großen deutschen Romans vom Desertieren. Inbegriffen das tödliche Ende, die Hinrichtung Grischas. Die deutsche Rettergruppe hatte versagt! Und heute, würde es heute denn gehört, dieses Signal zur Umkehr Deutschlands?

Vorhin war die Métro ab und zu noch zu hören, jetzt ist es sehr still geworden in der Rue Felix Faure 5. Die Elektronik ausgeschaltet in allen Stockwerken schließlich, die Fenster offen überall, hier noch ein Husten, das Weinen eines Kindes. Nur mich will der Sandmann nicht besuchen, stattdessen nähert sich der deutschstämmige Henry Miller. Natürlich hat er keinen Sous in der Tasche. Seit einem halben Jahrhundert ist er unterwegs, streunt durch die Straßen von Paris, "Tropic of Cancer" im Kopf und auf der Suche nach seiner Mona. Tags zuvor glaubte ich ihn schon einmal erblickt zu haben, stehend hinter der runden Wand eines Pissoirs, die Kopf und Füße nur freigab.

Wie hatte der es nur fertig gebracht, sich nicht infizieren zu lassen von der Welt um ihn herum, lebend unter den Zeichen von Hitler und Stalin? Zur Hölle mit dem Krieg! Auch mit dem spanischen Bürgerkrieg. Das wollte selbst einem Georg Orwell nicht in den Kopf. Die Welt drohte in Flammen aufzugehen. Miller blieb Mensch. Und in seiner Ohnmacht hatte er zu sprechen begonnen. Vom Alltag all derer, die gelernt hatten, die Politik des Weltgeschehens passiv über sich ergehen zu lassen. Ihr Hunger, ihr Bauch schien ihnen noch wichtig. Eine Welt eilte zu den Waffen, Miller zu den Huren. Den pruden, verklemmten Eltern, ihresgleichen an den Schulen und in den Kasernen war er schon entkommen. Nun trieb es ihn in die Kaschemmen, statt in die Kasematten. Grischa war nur der ältere Deserteur. Henry schaffte es, das Überleben, und teilte doch den Horizont jener Millionen, die man in ihre Selbstvernichtung trieb, vor Verdun und Stalingrad.

Es war sehr spät, es war sehr früh geworden in der Rue Felix Faure 5. Allererstes Schlagen von Türen, Toilettenspülungen, lauthalses Räuspern und schon war es hell draußen. Seltsam

ist diese nicht ausreichende Bereitschaft uns zu allererst mit unserem eigenen Körper zu identifizieren, mit seinen einfachen Bedürfnissen, dem, was er uns fühlen und denken läßt. Unsere Hitlerbereitschaft dagegen, diese Bereitschaft uns psychisch und physisch verstümmeln und zerreißen zu lassen. In wievielen Kriegen und Gemetzeln müssen wir unsere Körper noch zerfetzen lassen, bevor wir sie ernst zu nehmen lernen? Leichen, der andere Abfall eines Lebens, in das wir die jeweils neuesten Technologien eindringen lassen. Tief tragen sie ihre Angriffe vor. Schon haben sie das Rückenmark erobert, die Minenfelder unserer humanistischen Moral überrannt: die letzten Stacheldraht Hindernisse: Liebe, Glaube, Hoffnung auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

27. Juli 1988

Gestern mit Nele zum Eiffelturm, vorbei an der Ecole Militär, vor deren Riesenportal, unter einem aufgerissenen Löwenmaul sie mich photographieren wollte, unbedingt. Übers Marsfeld dann, wo sie ihre Kleinmädchenhand gegen die Sonne hielt und zugleich versuchte, den Turmriesen da vor uns, einstmals höchstes Bauwerk von Menschenhand, zu messen zwischen ihrem Daumen und Zeigefinger. "Schau mal, wie klein der ist!"

Langsam schoben sie uns hoch in schwindelnde Höhe, der merkwürdige Kitzel im Bauch beim Blick in die wachsende Tiefe hinunter, aber die Aussicht oben war dann nicht so berauschend. Sommersmog über der Hauptstadt Frankreichs. Plötzlich aber meinte ich, ihn durchdringen zu können. Es war, als ich die Entfernungen zu all den anderen Metropolen dieser Welt auf einer Tafel oberhalb eines Aussichtsfensters angeschrieben fand. Berlin, Moskau, New York oder Tokyo zum Beispiel. Und mit einem einzigen leichten Gedanken war ich wieder zu Hause bei mir in Kyoto, ging die Treppe hoch zu meinem Haus, stand bereits im Eingang und wollte mir schon die Schuhe ausziehen. Wieder dieser Schwindel im Kopf, das Schwinden und Schrumpfen von Entfernungen: dreihundertfüanzig Meter über dem, was wir noch Erdboden nennen, ein Kind an der Hand, um uns lauter fremde Menschen aus Nah und Fern, jetzt hier, gleich weg wie wir selber, und kommende Nacht ist diese lächerliche Fläche

eines Punktes über Paris wie leergefegt. Dieser unheimliche Sog, in dem wir leben, alles macht er hoch und tief und weit zugleich. Alles ist aus den Fugen, wir außer Rand und Band. Als wir dann unten wieder glücklich angelangt waren, fütterte Nele ein paar Tauben, wollte Dampfer fahren usw.

Heute fahren wir in die Auvergne, mit dem Zug.

Heute weigere ich mich anfangs, eine Fahrt vor Jahrzehnten auf dieser selben Strecke bis Orleans zu erinnern. Während des Reisens will ich mir das Reisen im Kopf verbieten und bin der Versuchung schon erlegen: gelebtes Leben wie auf Abruf, Sommerabende einer taumeligen Jugend, tiefe Blicke in Schlüsselbeingegenden und Ausschnitte, jenen Geruch aus Schweiß und Parfüm in der Nase eines Sechzehnjährigen. Ich so alt wie Jan, zwei Jahre später so alt wie Anna. Und draußen, wir sitzen im Speisewagen nach Orléans, fliegen tausend Sonnenblumen vorbei. Nele drückt sich die Nase an der Scheibe platt. Als ich ihr erzähle, daß sich die Sonnenblumensamen immer wieder in den Kartoffeläckern verlieren, lacht sie laut auf.

Halt auf freier Strecke.

Über Lautsprecher werden wir gebeten, unsere Waggon nicht zu verlassen. "Eine Sicherheitsmaßnahme vor der Einfahrt Orléans!" Wir alle wissen, die beiden letzten großen Eisenbahnunglücke liegen nicht weit zurück. Zeitungslektüre, Zeitvertreib. Ein deutscher Garnisonskommandant protestiert gegen die Errichtung eines Denkmals für Deserteure. Yves sitzt hinter seinen Kopfhörern. Reggae, so höre ich. Historikerdebatte nun auch in der Sowjetunion, lese ich: Das Baby des Sozialismus nicht mit Stalins Badewasser auskippen, denke ich und versuche mir klar zu machen, daß hier eine Vergangenheitsbewältigung zu einem Zeitpunkt in Angriff genommen wird, der von 'glasnost' und 'perestroika' bestimmt wird. Wer hindert die deutschen Historiker, utopisch zu denken?

Einfahrt Orléans.

Und die Jungfrau, fragt Nele

Die haben sie verbrannt, sagt Jan.

Als Hexe, fügt Anna hinzu

Wer, fragt Yves

Mann, murmelt Jan.



## Camps

Als wir vorgestern Abend hier angekommen waren, da ging die Sonne als feuriger Ball auf der einen Seite unseres Ferienhäuschens unter, auf der anderen aber stieg der Mond herauf, eine weiße Scheibe. Für Augenblicke hatten beide Gestirne sich die Waage gehalten. Waren wir das Zünglein daran? Jedenfalls wähten wir uns eins mit der Welt und saßen noch lange draußen vor dem Haus, versuchten die Farben am Himmel über uns zu benennen, einigten uns auf einen Übergang von Pastellrosa in Metallischblau. Aus den Tälern ringsum schlugen leise die Glocken der Kühe an, aus der offenen Tür die Stimmen der Kinder. Kerzengerade stieg der Rauch aus steilem Dach in den Himmel. Später lag Vollmond auf unseren Betten und mir war, als müßte ich mich bedanken bei wem.

Gestern vormittag also ging's zum Einkaufen nach St. Cernin. Wir fuhren in einem Peugeot aus dem Jahr 1967. Der Volant war noch aus Holz und lag so fein den Händen. Das Chassis ist smaragdgrün und in den Kotflügeln schwingt noch eine altmodische, irgendwie überflüssige Eleganz. Ich kenne sie nur von Photos aus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg. Wir rollten an grasenden Küchen vorbei, viel Lerchen in der Luft und kaum Gegenverkehr. Auch wurden wir nicht überholt. Warm strich der Fahrtwind durch die heruntergekurbelten Fenster. Hier schienen die Kühe den Menschen an Zahl überlegen. Wir rollten durch einen der letzten großen Gärten Frankreichs, und es roch förmlich nach Idylle.

Nach dem Einkaufen gingen wir alle Eis essen bzw. Kaffee trinken. Auf der Titelseite der "Montagne" prangte das Foto eines Mercedes-Coupés, Jahrgang 1938. Adolf Hitler soll darin chauffiert worden sein. Es hatte seinen Besitzer einen stolzen Preis gekostet. Es wird ihn überleben. Er hatte sich hoch verschuldet dafür. Wie stolz er auf sein Auto war! Und schon sah ich ihn nachts, in einem überlangen Wintermantel gekleidet, den Pelzkragen hoch, hinter dem Volant seines Vehikels verschwinden. Wer hinter ihm saß, das konnte ich nicht erkennen.

Neben dem Titelphoto die Glosse zum Tage, zum Absturz des neuen Airbusses während einer Flugschau. Verdächtiges Pochen auf menschlichen Irrtum. Und ich glaubte all jene



noch zu Hause. Heute sind sie mit von der Partie, auch die Kinder sind dabei. Lassen wir diesmal ruhig die tausend Hunde und Katzen, all das zerfetzte Wild auf unserer Strecke, zählen wir nur die Opfer der Spezie Mensch: Vierhundert tausend Tote seit 1945. Was war das nur für eine Befreiung! Verdun hatte man einst die Blutpumpe Frankreichs genannt. Heute hieße sie Verkehr.

Einhundertdreißig am vorletzten, einhundertsiebenundsechzig Menschen am letzten Wochenende, vor uns liegt das kommende: week end, open end. Mercedes vor, noch ein Tor und drauf und dran und Messerschmidt-Bölkow-Blohm geschluckt. Nun sind sie 80 Milliarden schwer, die Manager im Haus unter dem Mercedesstern. Zehn Prozent fliegen uns jetzt schon um die Ohren. Noch einmal Höhensteuer gegeben! Helikopter, Tornados, Alpha-jets und Airbusse. Aber kein Heulen kommt durch die Luft, auch keine Nazigesänge durch die Straßen von St. Cernin. Mittagsruhe, nieße und nur das Summen der Insekten sowie die Stille wohligen Verdauens.

Nachmittags ein wohltuend bedeckter Himmel und eben sogar ein nieselnder Regen über dieser Landschaft, die mir immer noch vorkommt wie ein schöner, uralter Traum mit ihren Hügeln, Tälern, Wäldchen und Wiesen, kleinen Flüssen, sich schlängelnden Bächen, dem dunkelbraunen, an Afrika erinnernden Rind. Wild und weit stehen ihre Hörner in die Luft. Heuduft. Nießlust und nachts das leise, vertrauliche Schreien um das Haus streichender Eulen.

Kaum noch Zeit für meine Besprechung, tagsüber in der Heuernte mit den Söhnen von Monsieur Brialle. Die Sonne brennt auf Schultern und Nasenrücken. Über die Blase zwischen Daumen und Zeigefinger bin ich beinahe glücklich. Kaum Gedanken an Germanistik oder Ernst Jünger etwa und dessen mir nicht vollkommen unverständliche Sehnsucht nach einer tatenvollen Gesellschaft, abends um ein Lagerfeuer versammelt. Nur das Männliche stört mich, dieser rasende Tatendurst. Wo wird der jetzt gestillt? Doch nicht in der Freizeit oder vor'm Fernseher.

Fußball, Baseball, bestenfalls sind das Vorlagen für eine weitgehend unbewußte, massenhafte Selbstbefriedigung. Auch der Volant führt ja nicht mehr ins Offne eines Schlachtfeldes,

allerhöchstens in die Gefilde eines heimlich ausgetragenen Bürgerkrieges. Wenn nun also kein hemmungsloses Loslassen von Aggression, des Mord- und Todestriebes mehr möglich ist – hätten wir uns denn geläutert? Wären wir endlich gezähmt, auch keine Wölfe in Schafspelzen mehr?

Kaum anzunehmen. Wir sind in Schach gehalten. Denn seit der alte, verräterischer Weise konventionell genannte Krieg, den modernen Technologien nicht mehr zur Verfügung steht, folgt uns der Atomkrieg wie ein Schatten, unser zweites Ich. Wir haben so hübsche Namen für ihn. Ganz behutsam nennen wir ihn den "V" und eher mit Würde den "Ernst"-Fall. Wie treffend! Wir, vor dem Fall aus den Wolken unserer Wahrnehmungsblindheit. Wir, vor den Fall unseres technologischen Hochmuts gekommen.

Aber hier in Camps, da darf ich mich wohlfühlen. Der alte Krieg wird an irgend welchen fernen afrikanischen oder asiatischen Peripherien ausgetragen. Pufferstaaten. Oft sind es nur pipelines. Hier in diesem auvergnakischen Bauernhaus mit seinen meterdicken Mauern bleibt uns der Krieg vom Leibe. Da streichen wir uns die Butter fingerdick aufs Bauernbrot. Und schrien wir früher nach Butter statt nach Kanonen, so streichen wir sie uns heute unter Zuhilfenahme von Kanonen aufs tägliche Brot. Der alte Krieg ist unser Brötchengeber. Sein Wille geschehe. Sein nukleares Reich komme, in Ewigkeit. Amen.

31. Juli 1988

Wir warten auf den Aufgang der Sonne heute früh.

Unendlich langsam steigt ein Rot hinter den Vulkankegeln des Massif Central herauf. Urgemächliche Bewegung aus einem Stillstand in den anderen, Morgen für Morgen, Jahr für Jahrhundert. Sie wollte nicht hochkommen. Es dauerte. Es war, als wollte sie uns ein wenig von ihrer unermeßlichen Zeit abgeben. Eine Morgengabe, ein viel zu schnell wieder verschwundenes Geschenk. Denn auf ein mal war sie ja da, blitzartig hatte sie unsere Ungeduld gestraft. Längst war geschehen, was wir dann sahen. Wie Feuer hatte es sich ausgegossen. Und das langangestaute Morgenrot floß die Kämme der Berge entlang, die Gipfel hoch, die Gipfel hinunter. In einem einzigen Augenblick,

wie wir zumeist hilflos und etwas beschämt hinzufügen. Wir mußten blinzeln, drehten uns um und hatten schon Schatten geworfen. Die Hähne hatten aufgehört zu schreien, die Vögel faßten Mut, und ich war traurig, wie nach einem allzuraschen Beischlaf.

Tage, wie Ortschaften fliegen sie an uns vorbei. Frühstück vor dem Haus, weite Blicke über bewaldete Höhen, Nebel wie Bänke über Tälern, die Wiesen gemäht, das Korn vor der Ernte, nur der Mais noch grün und unbekümmert, gut geschützt vor etwas, was wir immer noch Unkraut nennen. Nur die Bäume arg verwahrlost. Aber die Kühe und das Heu, sie hatten die Kostenkalkulationen der letzten Jahrzehnte überlebt, äußerlich wenigstens.

Ferien an einem immer noch lieblichen Ort in der französischen Provinz. Ernst Jünger liebte die Hauptstadt, saß in der Zentrale der deutschen Besatzung, arbeitete unter dem selben Befehl wie jene braune Horde in ihren schwarzen Uniformen, das "Reich", des Führers liebstes Kind. Natürlich war es nicht so ganz nach Jüngers Geschmack. Es nahm seinen Ausgang von Paris, stieß in den Süden vor, säumte seinen Weg mit den Leichen erschlagener, erschossener, in die Chausseebäume gehängter Bürger und Bauern der Auvergne. In Aurillac waren sie gewarnt Anfang Juni 1944. Der Maqui hatte sich in die Berge, die übrige Bevölkerung hinter ihre verriegelten Türen und Fenster zurückgezogen. Schnell hatte das deutsche Mördergesindel, nicht ohne französische Hilfe, die noch mittelalterlich engen Straßen des Städtchens unter Kontrolle. Die Kreuzungen kettenfahrzeugbewacht, versuchte Jean Alric dennoch nach Hause zu kommen. Durch die Schlitze ihrer Jalousien mußten die Aurillacer dann mitansehen, wie er verblutete da vor ihren Augen im Hagel von Kugeln, abgefeuert aus einer Hüfte. Bald schoß es auch wild in die Fenster, das blutjunge, grünspanige, losgelassene Mannsvolk, in das Auge einer alten Dame, in die Stirn eines Kindes.

Tage, von denen wir später nicht mehr wissen, wie wir sie gelebt haben. Schön und still wie in diesem Juli machen sie vergessen, wie das Leben über uns die Hände zusammenschlägt. Und das Leben selbst ist ein Teppich, uns ständig weggerissen unter den Füßen. Darunter die Wüste, darüber die "Montagne"

und das allgemeine Aufatmen nach einem glimpflich verlaufenen Wochenende auf den Wegen der Autos. Kaum nennenswerte Unfälle, nur daß man am Sonntagmorgen die Leichen von vier Kindern gefunden hatte, von Angelique 10 Jahre, Cédric 9 Jahre, Cindy 6 Jahre und Antony 4 Jahre, dazu die ihrer Eltern und ihres Onkels. Es hatte sie allesamt zwei Tage zuvor in der Nacht aus einer Kurve in die Mosel getragen, sie alle in ihr verschwunden, von Niemandem bemerkt und vorerst von Keinem vermißt.

Wo befinde ich mich eigentlich?

Doch vor unserem Ferienhaus und in der Morgensonne, aber auch der Pilot jenes abgestürzten Airbusses währte sich dreißig und war doch nur neun Meter über dem Erdboden, viel zu tief, als daß die Erde seinen Riesenvogel hätte wieder Höhen gewinnen lassen, ihn vor dem Aufgehen in ein Flammenmeer hätte bewahren können. Andererseits wird wahrscheinlich so eben gerade eine jener friedlich schlafenden Atombomben daran gehindert, durch ausbrechendes Feuer aufzuwachen. Tut nichts, erst wird der Jude verbrannt, dann wird das Feuer gelöscht. Erst wird in den Krieg gezogen, dann wird darüber geschrieben, primär, sekundär, tertiär.

„In Stahlgewittern“ sei, so der Autor des von mir zu besprechenden Buches, „in der ersten und zweiten Fassung keine politisch intendierte Apologie im Dienst des Kaiserreichs, der Reichswehr oder des Revolutionären Nationalismus, für dessen Zwecke Jünger die Interpretation seines Kriegserlebnisses seit Anfang 1925 bewußt einsetzte.“ Aber das wird ja vernünftiger Weise auch keiner behaupten wollen, daß der frischgebackene Weltkriegsteilnehmer und Twen seine Erlebnisse im Handumdrehen zu einer Apologie des Krieges herausgeputzt hätte. Aber anhand der ersten und bis zur letzten Fassung ließe sich dem Twen wie dem Greis sehr wohl etwas Anderes vorwerfen, und zwar jenes hartnäckige, krampfhaftes Festhalten am Sinn und an der Notwendigkeit des damals modernen Materialkrieges. Jünger wollte ihn, auch gegen seine eigenen Erfahrungen, heroisch erlebt haben. Er hat zumindest geahnt, daß die von der Dampfwalze des Krieges zurückgelassenen Leichen von hunderttausenden von Männern einst als Vieh auf die Schlachtbank, als Stückgut in die Materialvernichtung geführt worden waren. Und zwar von Offizieren, wie er selber einer war. Was sie nicht überlebt

hatten, das wurde sein bevorzugter literarischer Gegenstand. Er nannte ihn heroisch. Es war und ist der Gesang des heroischen Schlachtviehs. Kein schöner, ein höhnischer Gesang.

Was macht der Autor des zu besprechenden Buches daraus? Er trennt die heroische Interpretation äußerst feinsinnig von ihrer descriptiven Ebene, auf der, seiner Meinung nach, der Krieg von Ernst Jünger als "weitgehend sinnentleert dargestellt wird".

Erst hielt Jünger die Hand über die Erfahrung des ersten Weltkrieges, die zugleich die Erfahrung des sinnlos gewordenen Krieges selbst war. Der Krieg war in Lebensgefahr geraten. Jünger wollte ihn retten, für uns. Hans Harald Muller stand ihm bei.

### Nichts Neues

Tage im August, Weltkriegstage, die Sonne scheint. Eine leichte Brise weht durch den Sommermorgen. Die Glocken der Kühe bimmeln in dieser wie für einen Kirchgang herausgeputzten Landschaft. St. Cernin ist eine Spielzeugschachtel. Ich wehre mich gegen Fliegen und stehe mit dem Rücken gegen eine Reparaturwerkstatt. Reifenpanne. Kleinste Kiesel hatten sich zwischen Mantel und Schlauch in das Gummi gefressen. Ich muß warten, und das gestrige Gewitter kommt wieder über mich. Es soll wo eingeschlagen haben ganz in der Nähe, in eine dieser schönen, wind- und wettertrotzigen Scheunen, niedergebrannt bis auf die jahrhundertealten Grundmauern.

Seit gestern sind die Mädchen wieder weg. Heute sind sie sicher schon wieder in Berlin, nach einer Tag- und Nachtfahrt über Eisenbahnschwellen, Weichen, Schienen und über die französisch-deutsche Grenze. Anna findet sich schon ganz gut zu recht, aber Nele, wer wird sie schützen auf ihrem Weg in die Schule, vor den rasenden Lackchromblitzen, den heimlichen Bürgerkriegern? Wer schützt die Kinder, die letzten Zivilisten in diesen auspuffvergasten, hitzetrunkenen Sommertagen? Vor Strandversprechen, Gipfelträumen, vor uns und den Himmelstößern unter uns?

Ewige Lüge des Friedens und nichts Neues seit Remarque, keine Perestroika im Westen, nur dieses Weiterwursteln — wie lange geht das noch? Wo bleiben die Denkmäler des modernen

Verkehrskrieges, die kunstvoll aufgetürmten Karambolagen, die phonstark installierten Autowracks? Wo die Riesenohren für das Verstummen der täglich auf mitteleuropäischen Straßen Sterbenden? Wo bleiben die Graveure für jenes Spurennetz, das die hingenommene, tief in uns hineingefressene Angst vor dem modern genannten Verkehr in unseren Seelen hinterlassen hat? So fahren wir weiter durch die Zwangsjacken unserer Großstädte, durch Landschaften und sehen nicht, wie sich allmählich eine andere Landschaft in uns ausbreitet. Manchmal zeigt sie sich und hakt sich in unsere Augenwinkel. Immer dann, wenn sich Mitleid mit den Opfern regen will. Immer dann, wenn wir es abwürgen und weiterfahren. Wo bleiben die Großwandphotos an den Unfallschwerpunkten? Wie abgeschaltet fahren wir weiter, geschäftig, robotreif in unseren Hitlerrinnen.

Gestern morgen also die beiden Töchter mit dem Wagen an die Bahn gebracht. Es war noch früh und die Sonne fraß sich Löcher in die Nebel. Es wurde eine Fahrt zwischen Dunst und Deubel und in der leisen Verzweiflung all der je zuvor betretenen Bahnhöfe, der späteren Briefe und Telefonate vor einem fraglichen Wiedersehen. Noch sitzen sie hinter mir, etwas müde aber ausgelassen feixen sie mit den Brüdern. Wir lachen alle miteinander über das Rindvieh ringsum im Morgengrauen. Wie es aufsieht aus pausenlosem Grasem, Kauen und Wiederkauen. Eine Kuh macht Muh! Und alle im Chor: "Und raus bist du noch lange nicht, mußt erst sagen, wie alt du bist!"

Dabei haben wir das Muhen jener Kuh gar nicht hören können, bei hochgekurbelten Fensterscheiben und kaltem Morgenwind. Und weitergerollt durch einen Nebel, dessen dicke Balken sich rechts und links im Unterholz verloren. So träumten wir von den nächsten Ferien, von Japan, Jade und Jarnischts. Morgenstund hat Gold im Mund, wie Großmutter zu sagen pflegt. Aber sie sagt auch: Hähne, die des Morgens krähen, wird man mittags den Hals umdrehen. Bis zum Bahnhof war es ja nicht mehr weit.

Laroquebrou!

Aber da hatte ich ihn schon herumgerissen, den Wagen in einer Linkskurve nach rechts und weg von der Schnauze eines schweren LKWs, dessen Fahrer keine Zeit mehr gefunden hatte, um sein Horn aufbrüllen zu lassen. Ich sah noch, wie er sich



hoch hinter seinem Lenkrad versteifte die Arme weit von sich gestreckt, den Kopf im Nacken. Gekotzt beinahe und wieder von dieser Welt. Ausgeträumt! In Frankreich fahren wir rechts. Auch in Laroquebrou ging dann alles sehr Schnell. Der Zug hatte leichte Verspätung. Kaum war er da, war er auch schon wieder weg mit beiden Kindern.

Später einen café cognac sucré und die "Montagne" für mich, die Jungens beim Kickern, was gibt es Neues in der Welt? Wer noch war gestorben? Raymond Carner nach Alkohol und Krebs, der in diesem Erzähler aus Menschennähe herangereift war, während seine Kollegen von der Astronomie ein neues Sonnensystem entdeckt haben wollen. Wie Raymond seine Nachbarschaft, so hatten sie den Himmel abgegrast und waren auf etwas gestoßen, das dreitausend mal so groß wie die Erde sein soll, das in einer Entfernung von nur neunzig Lichtjahren existiert und bei Temperaturen von über eintausend Grad. Menschliches Leben ausgeschlossen? Da bin ich nicht so sicher.

Was ist denn dieses Menschliche? Und wieder das Gefühl eines Schwindels, als befände ich mich in einem Sog, einem Windkanal, in Windscale, Wackersdorf, wo sie das Zusammenbrechen abgeschliffener menschlicher Maßstäbe in unser Leben führen wollen, nicht nur die neuen Technologien, auch die neue Moral des Restrisikos. Wie rührend dagegen die Geschichten der Vrais Auvergnacs, des Elektrikers zum Beispiel, der sich immer noch weigert, Blitzableiter an Scheunen und Häuser anzubringen, weil er die Blitze nicht provozieren will. Oder des Schweitzers, der über Nacht seine Kühe im Stich ließ, um einer Frau nachzureisen. Er hatte seine alte Flinte hinter einem schweren Balken im Stall hervorgeholt, um sie beim nächsten Altwarenhändler zu verscheuern. Als Wilddieb war er ja bekannt gewesen.

Auf dem Rückweg ist das Taufrische der Wiesen und Wälder schon wieder verschwunden. Und der Igel, der da vor uns auf der Straße lag, war wirklich tot. Seine Stacheln waren noch spitz und scharf, als wir ihn unter ein Gebüsch legten. In St. Illide machten wir Halt vor der Kneipe neben der Kirche. Noch einen café cognac sucré und ein wenig herumgestrolcht in diesem Dorf, dessen Gassen alle ins Feld oder zurück auf den Marktplatz neben der Kirche führen. Unübersehbar das Krieger-

denkmal, es steht in jedem Marktflecken. Und wie immer taste ich die Namen ab, die der Familie, den Vornamen, das Alter, das ungelebte Leben in jedem einzelnen Fall. Einer war einund-dreißig Jahre alt geworden und hatte Albert le Polonais geheiß. Abkömmling vielleicht jener freiheitsdurstigen Polen zu Büchners Zeiten, oder war er einer der Kumpel, die es nach dem ersten Weltkrieg aus Polen in die Schächte der Bergwerke der Auvergne gezogen hatte? Grübeln über Albert den Polen in der Mittagshitze von St. Illide, Stille ringsum, kein Windchen regt sich in den müden Blättern einer uralten Eiche. Sie hatte ihn vielleicht noch gesehen, unseren Polen. Was hatte er hier gesucht? War es die Freiheit?

Eine Frage für den Kamin, eine Gelegenheit, abends darüber nachzudenken, ob die Freiheit nicht langsam zu einem anderen Wort für ihren Leichenzug geworden ist oder für die sich auch noch über unser Leben hinziehende Geburt. Wie lange braucht sie noch? Wieviel Zeit wird man Gorbatschow einräumen? Bauer Brialle ist Pfeifenraucher. Er bewundert den großen Mann im Osten. Landreform! Wenn die Bauern dort das Land schon nicht besitzen dürfen, dann sollen sie es wenigstens lebenslang pachten können. Alle Achtung, murmelt er. Das Neue im Osten.

Wäre es das?

Schulen, Werdegänge, Opfergänge von Millionen in Kriegen und Revolutionen bis zu einem Punkt in der menschlichen Geschichte dieser Welt, von dem aus sich ihr sozialistisch gesonnener Teil reumütig auf kapitalistische Prinzipien besinnt, auf ihr laissez faire, ihre Krisen meisternden Kriege? Dann wären wir alle irgendwo stecken geblieben zwischen Remarque und Jünger, auf dem Weg in eine ziellose Desertion. Glänzende Aussicht für Diktatoren neueren Typs. Adolf Hitler riebe sich die Hände. Wir werden der Demokratie schon zeigen, was eine Harke ist. Er hätte sich doch heute selber einen dummen Jungen geschimpft, könnte er nur sehen, wie diese Welt, von deren deutscher Gleichschaltung er einst geträumt hatte, sich ihren lokalen Widersprüchen zum Trotz beherrschen läßt. Unter dem uns alle nunmehr vorwärtspeitschenden Führersegen des Kapitals, des letzten Lochs, auf dem nun auch die Ratten in China pfeifen.

Hameln, unsere Hauptstadt, Du!

Was ist denn Brüssel dagegen?

Gar nichts, eine Ansammlung von Bürokraten und Generalen. Gerade neulich erst kam der ehemalige bundesrepublikanische Verteidigungsminister als neuer Natogeneralsekretär mit einem merkwürdigen Handgepäck angereist. Es war ein Abschiedsgeschenk des bundesdeutschen Heeresinspektors. Es war ein "K 98", das gute, alte Stück. Hunderttausende bis hin zu Stauffenberg waren mit Kugeln aus diesem Karabiner ermordet worden. Auf schüchternen, auch christdemokratischen Protest gegen dieses Geschenk wußte der Herr Heeresinspekteur Folgendes zu erwidern: "Der Karabiner '98 K' ist über Jahrzehnte hinweg die Waffe deutscher Soldaten gewesen. Das Gewehr ist zum Symbol des Heeres geworden...Waffen sind im moralischen Sinne weder gut noch schlecht. Moralische Qualität erhalten sie erst durch den Menschen, der ihren Einsatz verordnet."

Die besten Geschichten müssen nicht er-, sie müssen gefunden werden. Denn nun meldete sich auch der neue Verteidigungsminister der Bundesrepublik zu Wort: "Sie messen dieser Waffe einen symbolischen Wert zu, der ihr nicht zukommt..." So hatte also der Heeresinspekteur dem neuen Nato-Chef ein Stück Alteisen überreicht. Warum aber fühlt Letzterer sich dann nicht beleidigt?